

GRAMMATISCHER REALISMUS: EINE ANALYSE ZUM WITTGENSTEIN'SCHEN BEGRIFF DER „GRAMMATIK“

Darius PERSU¹

Abstract: *This text deals with Wittgenstein's concept of "grammar", which is one of the "key concepts" of his "Philosophical Investigations". This term is interpreted here as a type of transcendental argument, i.e. as a regressive argument of the form: "In order to explain why such and such (the observed - e.g. language as an institution) exists, one must presuppose that such and such (the unobserved - grammar) exists." The main thesis of the analysis proposed here is that Wittgenstein had to introduce in his philosophical investigations the concept of "grammar" as something predetermined in the perspective of "grammatical realism" to provide a theory of language with the aim of explaining the possibility of intersubjective language use, without having to fall back on any universal properties of language (in the sense of classical metaphysics).*

Keywords: *Wittgenstein, philosophy of language, grammatical realism, rules, grammar, grammatical sentence, language games.*

1. Einleitung:

Bezüglich der hier vorgenommenen Aufgabe lohnt es als Erstes eine Bemerkung zu erwähnen, die einer der bekanntesten Interpreten der Wittgensteinschen Texte – P.M.S. Hacker – 1985 machte. In dem Buch, „Wittgenstein. Rules, Grammar and Necessity. An Analytical commentary on the Philosophical Investigations“ schrieb er, dass „Wittgenstein's conception of grammar has not been well understood and has meet with hostile reception“.² Die Äußerung Hackers suggeriert also, dass der Wittgensteinsche Begriff der „Grammatik“ ein solcher ist, der sich immer noch nicht ganz unstrittig umranden lässt. Wie ich im Rahmen der hier aufgeführten Analyse zu zeigen hoffe, verdankt sich diese Situation dem „besonderen“ Status, den dieser Begriff im Rahmen seiner Sprachtheorie hat. Die Arbeitshypothese, die ich im Folgenden argumentativ untermauern möchte, erfasst die Wittgensteinsche Sprachtheorie als ein elaboriertes Transzendentalargument, welches als Fundament die Wirklichkeit der Grammatik als etwas objektiv Vorgegebenes annimmt.

Unter dem Ausdruck „transzendentes Argument“ verstehe ich ein Argument, das aufgrund der Existenz einer unbestrittenen, beobachtbaren Tatsache

¹ Independent Researcher, Craiova, Romania.

² G.P. Backer & P.M.S. Hacker 1985, *Wittgenstein. Rules, Grammar and Necessity. An Analytical commentary on the Philosophical Investigations*, Vol.2, Basil Blackwell, S. 40.

(wie z.B. die menschliche Sprache³) die Existenz einer (prinzipiell) nicht beobachtbaren Entität⁴ behauptet. Transzendente Argumente beschreiben in diesem Sinne bestimmte Voraussetzungen oder Annahmen (eng. „commitments“), die für das Abbauen einer Theorie notwendig sind. Diese Art philosophischer Argumentation kann meiner Meinung nach als ein Hauptmerkmal der „späteren“ Sprachtheorie Wittgensteins angedeutet werden.

In den „Philosophischen Untersuchungen“ Wittgensteins lassen sich mehrere solche „commitments“ identifizieren: „das Apriori einer Sprachgemeinschaft“, „die Unhintergebarkeit einer menschlichen Lebensform“, „die Irreduzierbarkeit eines Sprachspiels“, „die Unfehlbarkeit der Grammatik“ usw. Angesichts dieser Tatsache möchte ich die Behauptung ausdrücken, dass die Thematisierung der menschlichen Sprache im Rahmen der Sprachtheorie Wittgensteins nur unter der Voraussetzung all dieser „fiktionalen“ Entitäten möglich ist. Gleichzeitig muss man aber beachten, dass die Wittgensteinsche „Grammatik“ wie auch alle anderen postulierten Entitäten, die in seiner Sprachtheorie vorkommen, keine „metaphysischen Fiktionen“ sind; nach Wittgenstein sind solche „commitments“ so „real“ wie die Sprache selbst. Auf diese Idee wird hier mittels des Begriffs des „grammatischen Realismus“ hingewiesen.

Unter einem methodischen Gesichtspunkt erfasst meine Lektüre Wittgensteins Sprachtheorie als eine *Idealismusform*, i.e. als eine Theoretisierung, deren Schlüsselbegriffe als unhintergebare Voraussetzungen dargestellt werden. Gleichzeitig versucht die hier aufgeführte Analyse auch als Antwort auf die Frage K. Apels zu gelten, der rhetorisch fragte, ob es möglich sei, „die Sinnlosigkeit metaphysischer Fragestellungen aufzuweisen, ohne in versteckter Form selbst eine Metaphysik zu vertreten“⁵. Damit wollte Apel sagen, dass die Wittgensteinsche „Grammatik“ sich doch im Bereich der metaphysischen Spekulationen befinde, obwohl Wittgenstein für sich gar keine *essentia* bezüglich der menschlichen Sprache behaupten wollte. Zu zeigen, dass es Wittgenstein doch gelungen ist, die Wirklichkeit der Grammatik zu behaupten, ohne dabei irgendwelche metaphysischen Entitäten zu postulieren, stellt das Ziel der im Folgenden angeführten Überlegungen dar.

³ Hier ist die Wirklichkeit der menschlichen Sprache im Sinne ihrer Historizität und als kulturelle Institution gemeint.

⁴ Im Sinne einer passenderen Wortauswahl in Bezug auf den Wittgensteinschen Begriff der „Grammatik“ empfehle es sich, doch nicht das Wort „Entität“ zu verwenden, weil, so wie weiters argumentiert wird, dieser Begriff bei Wittgenstein nicht auf eine „wirkliche“ Entität hinweist, sondern vielmehr auf eine theoretische Konvention.

⁵ K.O. Apel 1966, *Wittgenstein und das Problem des hermeneutischen Verstehens*, zitiert nach M. Lang 1971, *Wittgensteins Philosophische Grammatik. Entstehung und Perspektiven der Strategie eines radikalen Aufklärers*, Martinus Nijhoff, Den Haag, S. 107.

Für den Zweck meiner Analyse finde ich es als ersten Schritt nützlich, die „Philosophischen Untersuchungen“ Wittgensteins als Versuch zu verstehen, die begrifflichen Schwierigkeiten aufzulösen, die die in seinem früheren Werk „Tractatus logico-philosophicus“⁶ elaborierte Sprachphilosophie aufs Tapet gebracht hat. Aus diesem Grund werden die am nächsten Punkt angeführten Überlegungen versuchen, eine kurze Zusammenfassung der im Tractatus entwickelte Sprachtheorie wiederzugeben.

2. Der Tractatus Wittgensteins: Die Sprache als „Kalkül“

Nach der Interpretation P.M.S. Hackers versuchte Wittgenstein im Tractatus „to elucidate the essence of any possible language, to clarify the nature of any form of representation.“⁷ Der „frühere“ Wittgenstein betrachtete die Sprache als *Satzesystem*, wo jeder Satz als ein „Bild“ oder als ein „Modell der Wirklichkeit“ zu verstehen sei. (T. §4.01, 4.001).

Der Ausdruck „Bild der Wirklichkeit“ drückt nach Wittgenstein den Sinn oder den Gedanken eines Satzes aus (T., §2.221, 3), während der Sinn eines Satzes die Grenze der Denkbarekeit feststellt. (T., §3.02). Der Wittgenstein des Tractatus war der Meinung, dass es zwischen Sprache und Wirklichkeit eine isomorphe Beziehung gibt. Diese Idee lässt sich mit den Wörtern Hackers wie folgt wiedergeben:

„In the Tractatus he [Wittgenstein] had thought that any possible language had the underlying structure of a logico-syntactical calculus connected to reality by logically proper names whose meanings were simple objects that constitute the substance of the world. [...] the rules of logical syntax governing the combinatorial possibilities of names were thought to mirror the nature of the objects and the logical structure of the world.“⁸

Die oben dargestellte Auffassung der Sprache wird Wittgenstein in seinem späteren Werk „Philosophische Untersuchungen“⁹ als einseitig ablehnen. Im Rahmen der P.U. wird er diesmal behaupten, dass die menschliche Sprache nicht als ein *system of rules of calculus*, sondern vielmehr als eine Aktivität oder eine Art Summe von Aktivitäten oder als ein „lebender kultureller Organismus“ zu verstehen sei¹⁰. Im Gegensatz zu seinem früheren Werk beabsichtigt der „spätere“ Wittgenstein

⁶ L. Wittgenstein 1968, *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*. Edition Suhrkamp 12, 5. Auflage. Weiter werde ich dieses Werk wie folgt referieren: (T., § ...).

⁷ G.P. Backer & P.M.S. Hacker 1985, S. 34.

⁸ *Idem*, S. 38.

⁹ L. Wittgenstein 1967, *Philosophische Untersuchungen*, Suhrkamp Verlag. Weiters werde ich auf dieses Werk wie folgt referieren: (P.U., § ...).

¹⁰ Dieser Ausdruck stammt von A. Roser 2009, *Rezeptionstypen des Idealismus im 20. Jahrhundert*, im Manuskript, Universität Wien, S. 1.

nicht mehr so etwas wie eine allgemeine Theorie der Sprache zu entwickeln, da er jetzt die Meinung vertritt, dass ein solcher Versuch seinen Ursprung in einem „philosophischen Unverständnis“ hat.¹¹ Diese theoretische Wende kann man schon aus dem Vorwort beider hier zitierten Werke Wittgensteins herauslesen: während er im *Tractatus* die oben skizzierte Abbildungstheorie der Sprache vertritt, die die Grenze zwischen Sinnhaftigkeit und Sinnlosigkeit in der Sprache bestimmen möchte, teilt uns der spätere Wittgenstein mit, dass sein Werk „*Philosophische Untersuchungen*“ keine allgemeine Theorie der Sprache sondern nur „philosophische Bemerkungen“ zusammenstellt, die gleichsam als „eine Menge von Landschaftsskizzen“ oder als „eine Anzahl von Halbwegen“, als „ein Album“ oder „ein Mittel zum Anregen des Denkens“ seiner Leser zu verstehen sind.

Diese Wende in der Philosophie Wittgensteins fasste W. Stegmüller folgendermaßen zusammen: „Während wir im *Tractatus* auf Sätze von einer Art von <absoluter> Kategorizität stoßen, die von sich aus keinen Widerspruch zu dulden scheinen, wird uns in den „*Philosophischen Untersuchungen*“ eine ständige Dialektik von These und Gegenthese vorgesetzt.“¹² In gleiche Richtung geht auch folgende Bemerkung S. Kripkes: „Philosophical Investigations is not a systematic philosophical work where conclusions, once definitively established, need not be reargued. Rather, that Philosophical Investigations is written as a perpetual dialectic, where persisting worries expressed by the voice of the imaginary interlocutor, are never definitively silenced.“¹³

Die ungewöhnliche Art von Wittgensteins Schreiben stellt viele Schwierigkeiten für jeden Versuch auf, seinen Gedankengängen zu folgen und sie wiederzugeben. Das ganze Buch wurde in einer fast kolloquialen Alltagssprache geschrieben, die Ursprung für scheinbare Einfachheit der Interpretation und darauffolgend für Missverständnisse sein kann. Es ist daher nicht verwunderlich, dass in der philosophischen Literatur mehrere unterschiedliche Interpretationen (phänomenologische, pragmatische, konstruktivistische, soziologische, epistemologische, analytische, usw.) dieses Werkes Wittgensteins vorgeschlagen wurden, die alle für sich behaupten, den „wahren“ Wittgenstein dargestellt zu haben.

3. Die Wittgensteinsche Grammatik als Basisargument

Wie schon erwähnt, der vorliegende Aufsatz setzt sich als Hauptziel, den Wittgensteinschen Begriff der „Grammatik“ als Schlussfolgerung eines transzendentalen Argumentes (eines so genannten Basisargumentes) zu thematisieren. Die Prämis-

¹¹ M. Lang 1971, S. 152.

¹² W. Stegmüller 1969, *Hauptströmungen der Gegenwartphilosophie. Eine kritische Einführung. Vierte, erweiterte Auflage*, Alfred Kröner Verlag Stuttgart, S. 563.

¹³ S. Kripke 1982, *Wittgenstein on Rules and Private Language. An Elementary Exposition*, Oxford: Basil Blackwell Publisher Ltd., S. 3.

sen dieser Art von Argumentation, die ihren Ursprung in der „Kritik der reinen Vernunft“ von I. Kant findet, gründen sich auf „ordentlicher“ (eng. „common sense“) Erfahrung. Als Prämisse einer solchen Argumentation können z.B. Tatsachen wie die menschliche Vernunft, die Sprache, die Gesellschaft, usw. gelten, deren Existenz (wenigstens für die meisten Menschen) als *selbst-evident* gilt. Das Wichtigste und gleichzeitig das Schwierigste bezüglich der Konstruktion eines überzeugenden Basisargumentes ist, solche unbestrittenen Tatsachen zu identifizieren, um sie als Prämissen zu verwenden. Aus diesen *selbst-evidenten* Tatsachen werden dann durch ein Argumentationsschema der Form: „Um erklären zu können, warum *das und das* (die angenommen selbst-evidente Tatsache) möglich ist, muss vorausgesetzt werden, dass *das und das* existiert“, *apodiktische* (nicht weiter begründbare) Behauptungen abgeleitet, die gleichzeitig unhintergehbare Voraussetzungen philosophischer Theoriebildung beschreiben. Eine solche apodiktische Behauptung stellt meiner Meinung nach auch der Wittgensteinsche Begriff der „Grammatik“ dar.

In den P.U. benutzte Wittgenstein das Wort „Grammatik“ in den Absätzen § 29, 150, 182, 187, 199, 304, 353, 354, 373, 392, 492, 496, 497, 520, 657, 660 und 664. Zu diesen Stellen muss man noch die Absätze hinzufügen, wo Wittgenstein den Ausdruck „grammatisch“ oder „grammatische Regeln“ benutzte, nämlich: § 47, 90, 110, 232, 251, 295, 307, 401, 458, 574, 590.¹⁴ Das Buch beginnt mit der Ablehnung Wittgensteins der so genannten Augustinschen Interpretation der Sprache als Darstellung der Welt (der Gegenstände, Eigenschaften, menschlichen Aktivitäten, usw.), i.e. der Interpretation der Wörter als Bezeichnungen (Etiketten) verschiedener Tatsachen¹⁵. Gleichzeitig lehnt Wittgenstein damit auch seine frühere Abbildungstheorie der Sprache (Vgl. z.B. P.U., § 23) ab, die er in *Tractatus* entwickelte.¹⁶ Die Geringheit eines solchen Verständnisses der Sprache, das die Abbildungstheorie vorschlägt, illustrierte Wittgenstein mit Hilfe einiger Beispiele von Sprach-Erlernen und aus dem alltäglichen Sprachgebrauch,¹⁷ für deren Erklärung er den Begriff „Sprachspiele“ einführte. (P.U., § 7, 8, 16).

„Sprachspiele“ sind bei Wittgenstein einfache menschliche Aktivitäten, deren Durchführung mit dem Sprachgebrauch intrinsisch verbunden ist: „Du musst

¹⁴ Laut Index zu L. Wittgenstein 2003, *Cercetari filosofice*, übersetzt von M. Dumitru, M. Flonta si A.D. Paul-Iliescu, Humanitas, Bucuresti.

¹⁵ Vgl. z.B. L. Wittgenstein, P.U., § 1-4, 26-28, 32 und 39.

¹⁶ Wittgenstein hat nicht leicht diese Abbildungstheorie der Sprache aufgegeben. Seine Manuskripte zeigen, dass diese Idee im Zeitraum von 1929 bis 1933 (also in der Zeit der Verfassung der „Philosophischen Bemerkungen“) immer noch eine wichtige Rolle für Wittgenstein spielte, obwohl es sich gleichzeitig beobachten lässt, dass er diese Ideen zu modifizieren und klarer zu formulieren versuchte. Diese Anmerkung verdanke ich P.M.S. Hacker. Vgl. G.P. Baker & P.M.S. Hacker 1985, S. 36-39.

¹⁷ Vgl. L. Wittgenstein, P.U., § 2, 8, 10, 19-20 und weiter.

bedenken, dass das Sprachspiel sozusagen etwas Unvorhersehbares ist. Ich meine: es ist nicht begründet. Nicht vernünftig (oder unvernünftig). Es steht da – wie unser Leben.“¹⁸ Sprachspiele sind aber keine Abbildungen einer bestimmten Situation, sondern Ausdrücke einer bestimmten Aktivität, oder in der Sprache Wittgensteins „Ausdrücke einer Lebensform“ (P.U., § 241). Beispiele von Sprachspielen sind das Erlernen von Kindern verschiedener Wörter oder Ausdrücke, oder die Sprache eines Bauenden mit seinem Gehilfen (P.U., § 2), oder verschiedene Sprechakte wie Befehlen, Bitten, Beschreibungen, usw. Schließlich ist die Sprache selbst ein Sprachspiel oder eine Art Summe aller Sprachspiele.

Die Anzahl der Sprachspiele ist nicht vorgegeben. In der Geschichte der Sprache entwickeln sich immer neue Sprachspiele und andere verschwinden (P.U., § 23), da die Sprache so etwas wie eine „Lebensform“, wie ein lebender, sich selbst entwickelnder Organismus, ist.

4. Bedeutung und grammatische Regeln

Mittels solcher einfachen Beispiele, die unentwirrt mit bestimmten Sprachpraktiken verbunden sind, können wir beobachten, dass die Darstellung der Sprache als „Verständigungssystem“ (Vgl. P.U., § 3) nur eine der vielen Facetten der Sprache berücksichtigt. Die Sprachspiele sollen uns einen Hinweis geben, um verstehen zu können, wie die verschiedenen Wörter ihre Bedeutungen bekommen (P.U., § 2).

Die Bedeutungen sind weder physikalische Objekte noch etwas Psychologisches oder etwas Ideales. Die Bedeutung eines Wortes oder eines Ausdrucks ist durch seine Anwendung im Rahmen eines bestimmten Sprachspiels erläutert: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (P.U., § 43). Die Bedeutung reduziert sich also nicht auf die Referenz eines Wortes. Sie ergibt sich im Rahmen eines Sprachspiels eher in einer intuitiven Weise. Wir können jemandem mittels ostensiver Definitionen (durch Hinzeigen) die Bedeutung eines Wortes vermitteln. Man könnte z.B. einem Kind das deutsche Wort „Rot“ durch sukzessives Hinzeigen auf mehrere rote und an nicht-roten Dinge erklären. Diese Erklärungen sind aber noch nicht selbstverständlich: Das bloße Hinzeigen kann nicht eindeutig bestimmen, dass man auf die Farbe der Dinge und nicht auf die Form oder auf die Größe hinweisen wollte. Der Gebrauch der ostensiven Definitionen setzt also voraus, dass man in einem bestimmten Kontext eine Sprache schon spricht, dass es Menschen gibt, die gemeinsame Sprachspiele beherrschen (Vgl. P.U., § 27-30).

¹⁸ L. Wittgenstein 1970, *Über Gewissheit*, Herausgegeben von G.E.M. Anscombe und G.H. von Wright, deutsche Edition, Suhrkamp Verlag, § 559. Weiter werde ich dieses Werk wie folgt referieren: (Ü.G., § ...).

Gleichzeitig behauptet Wittgenstein, dass das oben erwähnte Verständnis der Sprache als Spiegelung der Welt ein weiteres Missverständnis verursacht, nämlich die Idee, dass die Bedeutungen der Wörter die essenziellen Eigenschaften der beschreibenden Gegenstände identifizieren. Im Gegensatz dazu vertritt Wittgenstein den Gesichtspunkt, dass die *grammatikalischen Regeln* als Vorschriften des Sprachgebrauches autonom sind, was bedeutet, dass sie notwendige Voraussetzungen der Sprache sind, die aber aufgrund der Wirklichkeit nicht abgeleitet, verifiziert oder gerechtfertigt werden können.

Unter „grammatischen Sätzen“ versteht Wittgenstein also diejenigen Sätze, die die Voraussetzungen eines Sprachspiels festlegen. Die Grammatik eines Satzes im Sinne Wittgensteins weist auf die Anwendungs-Möglichkeiten des Satzes hin. Sie ist also bei ihm nicht in einem philologischen Sinne gemeint. In Bezug auf diesen Begriff unterscheidet Wittgenstein zwischen einer „Oberflächengrammatik“ und einer „Tiefengrammatik“ der Sprache. Die Oberflächengrammatik entspricht nach ihm dem alltäglichen Sprachgebrauch, „der Verwendungsweise eines Wortes im *Satzbau*, dem Teil des Sprachgebrauches – könnte man sagen – den man mit dem Ohr erfassen kann.“ (P.U., § 664). Die Oberflächengrammatik verweist also auf die übliche, oft unvorsichtige Verwendung der Sprache im Alltag, die oftmals irreführend sein kann. Die Verständnisschwierigkeiten, die auf der Ebene der Oberflächengrammatik eintreten können, lassen sich auf der Ebene der „Tiefengrammatik erklären, wenn man z.B. (sukzessiv) fragt: „Was willst du damit sagen“: Die auf diese Frage vorgeschlagenen Antworten werden im Rahmen des Gesprächs wie ein Vehikel funktionieren, das uns zur Ebene der Tiefengrammatik unserer Sprache führt.

5. Die Autonomie der Grammatik

Grammatische Sätze sind nach Wittgenstein autonom, weil sie „keiner Wirklichkeit Rechenschaft schuldig“ sind (P.G.¹⁹, § 133). Die Autonomie der grammatischen Sätze muss vorausgesetzt werden: Die Möglichkeit des Sprachgebrauches setzt voraus, dass es einige Sätze geben muss, die nicht verwendet werden – die grammatischen Sätze. Nur damit kann man sowohl den infiniten Regress bezüglich der Rechtfertigung oder der „letzten“ Erklärung eines Sprachgebrauches als auch seine ungewünschte Alternative – den Dogmatismus – vermeiden. Man kann diese Idee mit den Wörtern Wittgensteins wie folgt wiedergeben:

„Diese *Farbe* heißt so und so, diese *Länge* heißt so und so, usw. Das heißt: Missverständnisse werden manchmal so vermeiden. Aber lässt sich denn das Wort <Farbe>, oder <Länge> nur so auffassen? – Nun, wir müssen sie eben erklären. – Also erklären durch andere Wörter! Und wie ist es mit der letzten Erklärung in dieser Kette? (Sag

¹⁹ L. Wittgenstein 1989, *Philosophische Grammatik*, Werkausgabe, Bd. 4, (Hg. G.E.M. Anscombe, R. Rhees, G.H. von Wright), Suhrkamp, Frankfurt/M.

nicht <Es gibt keine *letzte* Erklärung.> Das ist gerade so, als wolltest du sagen: <Es gibt kein letztes Haus in dieser Straße; man kann immer noch eines dazu bauen.>“ (P.U., § 29).

Die Autonomie der Grammatik bedeutet, dass die Sprache selbstbezüglich ist. Damit vermied Wittgenstein das so genannte Referenzproblem der Sprache. Er konnte das aber nur mit dem Preis eines scheinbaren Solipsismus bezüglich des Sprachgebrauches machen: Die ontologische Frage, was es in der Welt gibt, kann man nach Wittgenstein nur mittels der festgestellten Sprachspiele einer bestimmten Sprachgemeinschaft beantworten, die ihrerseits von den Regeln der Grammatik geleitet sind. Die Grammatik aber wiederum lässt sich nur mittels eines bestimmten Sprachgebrauchs beschreiben. Der grammatische Realismus Wittgensteins ist damit „ein Realismus in Bezug auf den eigenen Verwendungsmaßstab eines Sprachspiels, [...] eine auf sich bezogene Form des geschlossenen Sprechens.“²⁰

Die Idee der Selbstreferenzialität der Sprache bei Wittgenstein ist meiner Ansicht nach doch kein Solipsismus, weil sie keine Negierung der Existenz der Welt beanspruchen will. Sie will vielmehr ein anderes Paradigma vorschlagen, nachdem das Verständnis der Sprache als Instrument für das Erkennen der Wirklichkeit als begriffliches Missverständnis verurteilt wird. Die Sprache kann nach Wittgenstein nicht als Ziel das Wiedergeben, die Spiegelung der (wahren) Realität haben. Diese vermutete Isomorphie zwischen Sprache und Welt war die These des *Tractatus*, die Wittgenstein jetzt aber als Fehler beurteilt.

Das Verstehen der Sprache im Sinne Wittgensteins als „Selbstausslegung autonom verwendeter Begriffe“²¹ könnte meiner Meinung nach besser verstanden werden, wenn man sie mit einer der Hauptthesen des Konstruktivismus vergleicht, wonach „unser rationales Wissen von uns selbst konstruiert wird“²². Darum, so Konstruktivisten, kann man über Referenz auf die *wahre* Welt nur in einem metaphorischen Sinne, nur als „poetische Weisheit“²³ sprechen. Unter diesem Gesichtspunkt will die Selbstreferenzialität der Sprache im Sinne Wittgensteins keine Existenz der Welt beseitigen; sie will nur behaupten, dass die Referenz, wie alle anderen Funktionen der Sprache, nur im Rahmen unserer Sprachpraktiken gegeben und definiert sein kann. Und über diese Grenzen der Sprache kann man nicht hinaussteigen.

²⁰ A. Roser 2009, S. 17.

²¹ *Ibidem*

²² E. v. Glasersfeld 1995, *Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme*, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, S. 76.

²³ *Ibidem*. Beide hier gegebenen Zitate nach Glasersfeld stellen eigentlich seine Interpretation bezüglich der Ideen von G. Vicco, *Scienza Nuova*, dar.

Bezüglich des Wittgensteinschen Begriffes der „Grammatik“ muss man noch präzisieren, dass es nach Wittgenstein keinen notwendigen grammatischen Satz an sich gibt. Da es keinen grammatischen Satz an sich gibt, kann dementsprechend kein grammatischer Satz als grammatischer Satz für alle möglichen Sprachspiele einer Sprachgemeinschaft gelten. Das heißt, es ist möglich, dass ein grammatischer Satz (in einem anderen Sprachspiel) zu einem verwendbaren Satz wird. Damit gehöre dieser Satz aber nicht mehr zu den grammatischen Sätzen einer Sprache. Das heißt, die grammatischen Sätze gehören immer exklusiv zu den Regeln eines bestimmten Sprachspiels und können darum nicht in ein Sprachspiel eintreten, sondern nur als vorausgesetzte Regeln eines bestimmten Sprachgebrauches funktionieren. Anders gesagt, man kann die grammatischen Sätze als Regelsysteme betrachten, die immer an ein bestimmtes Zeitalter und an den Rahmen einer bestimmten Sprachgemeinschaft gebunden sind. Weil die Grammatik die Grenze der Verständlichkeit eines Sprachspiels bestimmt, bestimmt sie auch das Sprachspiel der Fragestellung. Darum können die grammatischen Sätze nicht thematisiert, verifiziert oder korrigiert werden.

Jedes Mitglied einer Sprachgemeinschaft eignet sich die Grammatik seiner Gemeinschaft durch Sozialisation an. Die Grammatik kann man nicht bezweifeln, weil dieser Zweifel an der Grammatik wiederum in Sätzen ausgedrückt sein muss, was aber wieder die Grammatik voraussetzt. Damit ergibt sich folgendes Argument: *Weil man die Sprache benutzt, muss man die grammatischen Regeln postulieren.* Unter diesem Gesichtspunkt könnte man die Grammatik einer Sprache als postulierte Hypothese betrachten, die man aber nicht verifizieren kann. Diese Behauptung gründet sich auf folgender Bemerkung Wittgensteins: „Es kann z.B. sein, dass unser ganzes Forschen (das gilt also auch für die Sprachuntersuchung – m.A.) so eingestellt ist, dass dadurch gewisse Sätze, wenn sie je ausgesprochen werden, abseits allen Zweifels stehen. Sie liegen abseits von der Straße, auf der sich das Forschen bewegt.“ (Ü.G., § 88)

6. Die Funktion der Grammatik

Wittgenstein sah die grammatischen Regeln als wichtiges Mittel für die Lösung philosophischer Probleme. Diese sind nach ihm „Missverständnisse, die den Gebrauch von Wörtern betreffen“ und können darum mittels einer „grammatischen Untersuchung“, i.e. „durch Analogien zwischen den Ausdrucksformen in verschiedenen Gebieten unserer Sprache“, durch „Ersetzung einer Ausdrucksform durch eine andere (...) exaktere Äußerung“ beseitigt werden (P.U., § 90-91). Es wäre vielleicht passender, an dieser Stelle nicht das Wort „Lösung“ bezüglich der grammatischen Untersuchungen Wittgensteins zu benutzen, weil dieses Wort suggerieren könnte, dass alle Sätze ein für alle Mal in *sinnvolle* und *sinnlose* Sätze mit dem „Messer“ der Grammatik geteilt werden können, was Wittgenstein in den P.U. im Gegensatz zu seinem früheren Werk nicht mehr beabsichtigte. In einer

Untersuchung der Sprache im Sinne des späteren Wittgensteins handelt sich also nicht darum, eine unfehlbare Lösung für alle missglückten Sprachspiele zu finden, sondern mehr um „etwas als die Lösung zu erkennen.“²⁴

Nach P.M.S. Hacker sind die grammatischen Regeln der P.U. „the direct descendants of <the rules of logical syntax> of the *Tractatus* “. Seine These argumentiert Hacker wie folgt: „Like rules of logical syntax, rules of grammar determine the bounds of sense. They distinguish sense from nonsense, but not truth from falsity. Neither kind of rule furnishes empirical knowledge of the world.“²⁵ Gleichzeitig gibt es auch wichtige Unterschiede zwischen beiden Kategorien von Regeln. Diese lassen sich nach P.M.S. Hacker wie folgt zusammenfassen:

- 1) „The domain of grammar is wider than that of logical syntax. Its rules include *all* forms of explanation of meaning, not merely formal definitions, but also ostensive definitions, explanations by examples or paraphrase, gestures, etc. Mathematical propositions, which were conceived in the *Tractatus*, to be pseudo-propositions, are now held to be rules of grammar. Metaphysical propositions which were held in the *Tractatus* to be literally ill formed are now argued to express, at least in certain cases, grammatical rules. (...)“
- 2) „Wittgenstein’s rules of grammar serve only to distinguish sense from nonsense. Unlike the depth rules of logical syntax, they do not reflect ineffable metaphysical truths. They do not give rise to theses or doctrines. They settle what makes sense; experience settles what the case is. Hence also they are, in a deep sense, arbitrary.“²⁶

Laut dem obigen Zitat lässt sich also behaupten, dass Wittgenstein den Begriff Grammatik immer nur bezüglich eines bestimmten Sprachspiels benutzt. Es gibt also keine universellen grammatischen Regeln, die für alle Sprachen oder wenigstens für alle Sprachspiele einer Sprachgemeinschaft gelten. Den Gebrauch eines Satzes muss man nach Wittgenstein, wie schon gesagt, immer relativ zu einem bestimmten Sprachspiel betrachten. Es muss aber gelten, dass den Ausdrücken, die in vielen verschiedenen Sprachspielen auftreten, gemeinsame grammatische Sätze entsprechen müssen. Diese grammatischen Sätze konstituieren sich auf Grundlage einer gemeinsamen Sprachpraxis, i.e. auf einer gemeinsamen Lebensform. Obwohl sie prinzipiell keine unantastbaren Sätze (die Grammatik kann sich von einem Zeitalter zu einem anderen verändern) und in diesem Sinne willkürlich sind, stützen sich die grammatischen Sätze auf keine individuellen Überzeugungen.

7. Grammatische Ausdrücke

Wie schon erwähnt, können nach Wittgenstein Ausdrücke wie „Ich bin von mir selbst bewusst“, oder „Ich weiß, dass ich denke“, oder „Nur ich kann meine

²⁴ M. Lang 1971, S. 153.

²⁵ G.P. Backer & P.M.S. Hacker 1985, S. 40.

²⁶ *Ibidem*

Schmerzen fühlen“, usw. als Beispiele von grammatischen Sätzen angegeben werden. Mithilfe dieser Sätze lässt sich nach Wittgenstein kein Argument wie z.B. die berühmte Formulierung Descartes‘: „Ich denke, also ich bin“ erfassen, weil eine solche Art von Argumentation seiner Meinung nach nur dann möglich wäre, wenn es ein tieferes, endliches Fundament der grammatischen Regeln gebe. Aber es gibt nach ihm kein solches Fundament: „Grammatik konstituiert Bedeutungen, denn sie ist der Wirklichkeit keine Rechenschaft schuldig“ (P.G., §133). Jeder Versuch, eine Fundierung einem grammatischen Satz aufgrund der Wirklichkeit zu geben, wird immer eine andere grammatische Regel voraussetzen, und so weiter *ad infinitum*. Im Gegensatz dazu behauptet Wittgenstein, dass die grammatischen Regeln autonom und, dementsprechend, willkürlich sind: „Die Grammatik sagt nicht, wie die Sprache gebaut sein muss [...]. Sie beschreibt nur, aber erklärt in keiner Weise, den Gebrauch der Zeichen. Man kann die Regeln der Grammatik <willkürlich> nennen, wenn damit gesagt sein soll, der *Zweck* der Grammatik sei nur der der Sprache“. (P.U., § 496-497). Die Sprache (also auch die grammatischen Sätze) bewährt sich selbst, weil sie „nicht aus einem Rasonnement hervorgegangen ist“ (Vgl. Ü.G, § 474-475). Da sie keine Wahrheitsbedingungen haben (man kann sie nicht als wahr oder falsch bewerten), sind die grammatischen Sätze nicht negierbar. Diese Idee Wittgensteins könnte man mit der These Whorf’s vergleichen, nach der „[...] nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu dem gleichen Weltbild geführt werden“²⁷.

Wie schon erwähnt, unter dem Ausdruck „grammatische Anmerkungen“ findet man in den P.U. oftmals triviale, selbstevidente Aufsätze wie z.B. „Ich weiß, dass ich selbstbewusst bin“, oder „Ich kann mich nicht irren, dass ich Kopfschmerzen habe“, oder „Nur ich kann dies so sehen“, oder „Es muss einfache Gegenstände geben“, etc., i.e. Ausdrücke, die den Gebrauch verschiedener Wörter wie „wissen“, „Schmerz-haben“, „sehen“, usw. illustrieren. Überdies benutzte Wittgenstein das Wort „grammatische Anmerkungen“ auch für gewöhnliche philosophische Fragen wie z.B. „Was sind die Zahlen?“, oder „Was ist die Zeit?“, oder „Was ist die Substanz“, oder „Kann ich mich nicht auskennen? (P.U., § 123)“ deren Antworten „einen Hinweis auf ihre Grammatik“ bezeichnen müssen. Das bedeutet, dass solche Sätze nicht beschreibende, assertorische oder performative Sätze sind. Obwohl es scheint, dass die oben zitierten Sätze verschiedene Beschreibungen oder Schlussfolgerungen sind, diese beschreiben und argumentieren gar nichts. Das lässt sich zeigen, wenn man bemerkt, dass solche Sätze eigentlich *keine Information* enthalten. Wäre es nicht so, könnte jemand uns mittels des Satzes „Ich weiß, dass ich selbstbewusst bin“ eine Information mitteilen. Ein informativer Satz muss aber negierbar sein, was nicht der Fall für den obigen Satz ist, weil wir uns keine Situation vorstellen können, in der dieser Satz falsch sein könnte, i.e. eine Situation, in der jemand

²⁷ B.L. Whorf 1963, *Sprache, Denken, Wirklichkeit*, S. 12, zitiert nach M. Lang 1971, S. 151.

behaupten dürfte, dass „Er nicht weiß, dass er selbstbewusst ist“. Man kann also über die grammatischen Sätze nicht debattieren oder sie zum Argumentieren benutzen, weil sie keine verwendbaren Sätze sind. Wir können die Art von Sätzen nicht im Gebrauchsraum der Sprache finden, da grammatische Sätze „Sätze ohne Umgebung sind.“²⁸ Das heißt, sie sind „normale Sätze wie ein Muster, von dem wir keinen wortsprachlichen Gebrauch innerhalb eines Sprachspiels machen können, weil dieses Muster vorausgesetzt sein muss.“²⁹ Damit lässt sich noch einmal die Autonomie der Grammatik betonen: Bezüglich eines bestimmten Satzes wie z.B. „Es schneit“ kann man die Wahrheitsbedingungen, unter denen dieser Satz wahr ist, sehr leicht präzisieren. Das setzt aber voraus, dass man das Aussprechen „Es schneit“ schon versteht. Dieses Verstehen ist aber nicht aus Erfahrung ableitbar. Andererseits wäre der Gebrauch dieses Satzes nicht möglich: es ist nicht möglich, zu überprüfen, ob es schneit oder nicht, wenn ich im Voraus nicht weiß, was ich überprüfen will. Und das, was ich überprüfen will, lässt sich wiederum in einem Satz ausdrücken. Das heißt, dass eine jede Frage im Voraus bestimmt, was als Antwort gelten wird. Wittgenstein hat diese Idee wie folgt ausgedrückt:

„[...] Dass ich bei meinen Erklärungen, die Sprache betreffend, schon die volle Sprache (nicht etwa eine vorbereitende, vorläufige) anwenden muss, zeigt schon, dass ich nur Äußerliches über die Sprache vorbringen kann. Ja, aber wie können uns diese Ausführungen dann befriedigen? – Nun, deine Fragen waren ja auch schon in dieser Sprache abgefasst; mussten in dieser Sprache ausgedrückt werden, wenn etwas zu fragen war! Und deine Skrupel sind Missverständnisse. Deine Fragen beziehen sich auf Wörter; so muss ich von Wörtern reden.“ (P.U., § 120)

Damit ergibt sich ein neuer Sinn der ontologischen Frage: „Was für Gegenstände es existieren?“: Nach Wittgenstein muss man diesbezüglich nicht in der Welt nachschauen, sondern die Grammatik dieses Satzes im Rahmen eines bestimmten Sprachspiels betrachten. Damit bekommt das klassische Problem der Referenz eine neue Lösung: „Was es gibt, ist nicht eine Eigenschaft von sprachunabhängigen Gegenständen, sondern folgt aus den Funktionen des Sprachgebrauches.“³⁰

Im Sinne der obigen Anmerkungen lässt sich zusammen mit P.M.S. Hacker behaupten, dass grammatische Sätze „promote insight and express survivals of complex networks of concepts, but they are *ex officio* disqualified from any part in <explanatory deductions> in philosophy.“³¹ Wenn man mit einem bestimmten Maßstab die Länge eines Meters definiert hat, hat der ausgewählte Maßstab keine Rechtfertigung der Länge eines Meters gegeben. In diesem Sinne beschreibt der Satz „Dieser Maßstab ist einen Meter lang“ keine Länge, sondern definiert sie. Wir

²⁸ A. Roser 2009, S. 10.

²⁹ *Ibidem*

³⁰ A. Roser 2009, S. 12.

³¹ G.P. Backer & P.M.S. Hacker 1895, S. 23.

können diesen Satz auch dann verwenden, wenn wir z.B. sagen: „Dieser Maßstab hier ist zwei Meter lang“. In diesem Fall handelt es sich aber nicht mehr um einen grammatischen Satz, sondern um einen beschreibenden Satz. Nach Wittgenstein wäre es so, dass jeder Satz sowohl als grammatischer Satz, als auch als Beschreibung betrachtet werden kann. Man muss aber beachten, dass sich beide Darstellungen einander ausschließen: kein Satz kann gleichzeitig verwendbar und nicht-verwendbar sein. In welcher dieser beiden Situationen sich ein beliebiger Satz befindet, das entscheidet das Sprachspiel selbst: wenn ich zum Beispiel sagen würde: „Ich weiß, dass ich bei Bewusstsein bin“, will ich vielleicht damit sagen, dass ich aus dem Koma oder aus dem Schlaf erwacht bin, oder dass ich immer für all meine Taten verantwortlich bin, usw. Jedes Mal, wenn ich so etwas zu sagen beabsichtige, wird mir jemand darauf vermutlich sagen: „Ich weiß, was du damit sagen willst“. Es wäre doch sehr irreführend, wenn wir im Alltag das Wort „wissen“ so benutzen würden.

Darüber hinaus gibt es Situationen, wie z.B. das Malen eines Bildes oder das Komponieren einer Symphonie, in denen das Sprachspiel als solches die Rolle der Grammatik übernimmt. In diesen Beispielen ist die Unterscheidung zwischen Grammatik und Gebrauch leichter zu sehen: die Art von Malen (der Stil) gehört zur Grammatik; sie muss vorausgesetzt sein und kann aus nichts abgeleitet werden. Im Rahmen der Alltagssprache ist diese Unterscheidung nicht immer sofort sichtbar. Eine Möglichkeit, diese Unterscheidung zwischen verschiedenen Ebenen der Sprache sichtbar zu machen, wäre die Sprachspiele der Alltagssprache mittels verschiedener Sprachformen (Gestensprache, Bildsprache, numerische Sprache, usw.) wiederzugeben³². Unter diesem Gesichtspunkt könnte man die Funktion der grammatischen Sätze mit der Funktion eines Drehbuches, oder eines Führers für das Schachspiel, oder einer Technik des Malens, usw. vergleichen: all diese geben Hinweise für die Herstellung sinnvoller Aussagen im Rahmen verschiedener Sprachspiele. Man kann sie als bestimmte Sätze formulieren oder beschreiben, aber es lässt sich für sie keine Rechtfertigung geben. Die grammatischen Sätze funktionieren nur als sprachliche Muster im Rahmen eines bestimmten Sprachspiels. Sie funktionieren also wie Modelle, wie Muster für Sprachspiele. Als Modell brauchen die grammatischen Sätze keine Begründung, sondern, wie jedes Modell, bestimmen sie den Kontext, in dem die anderen Sätzen evaluierbar sind. Als Sätze, die keine weitere Begründung brauchen, entsprechen die grammatischen Sätze den Elementarsätzen des Tractatus.

Die grammatischen Sätze sind keine faktischen Sätze. Das heißt, dass im Unterschied zu einem faktischen Satz wie „Dieser Metallstab ist 2,1 Meter lang“, es keinen Sinn ergibt, einen grammatischen Satz wie „Jeder Metallstab hat eine Länge“ zu verneinen. Eine Länge zu messen ist für alle Menschen eine bekannte Pra-

³² Dieser Vorschlag stammt von A. Roser 2009, S. 11.

xis; jeder von uns hat wenigstens einmal etwas gemessen, i.e. hat etwas als Maßstab verwendet. Bezüglich der Aktivität der Messung funktioniert der Maßstab wie ein Modell, i.e. als ein grammatischer Satz für die Aktivität oder für das Sprachspiel „die Länge von etwas zu messen“. Diesbezüglich gibt es nach Wittgenstein keinen Sinn, zu sagen oder zu verneinen, dass ein Maßstab die Länge eines Maßstabes hat: Weil der Maßstab der Prototyp eines Sprachspiels ist, kann diese Länge nicht im Rahmen dieses Sprachspiels produziert werden, sondern sie kann nur als Mittel für das Herstellen dieses Sprachspiels funktionieren.

Die oben erwähnte Wittgensteinsche Unterscheidung zwischen faktischen und grammatikalischen Sätzen erinnert an eine andere berühmte philosophische Unterscheidung, nämlich an die Unterscheidung zwischen Sätzen *a priori* und *a posteriori*, die ihrerseits eine wichtige Rolle in der Debatte zwischen zwei wichtigen philosophischen Strömungen (Rationalismus und Empirismus) spielte. Grob gesagt behaupten die Empiristen, dass all unser Wissen in der sinnlichen Erfahrung wurzelt. Darum können wir nur über kontingentes Wissen verfügen, i.e. über eine Art von Summe faktischer Sätze. Im Gegensatz dazu behaupten die Rationalisten, dass unsere Erkenntnis sich nur mittels einiger so genannter *a priori* Strukturen, i.e. angeborene Begriffe der Vernunft, also ohne direkten Bezug zur sinnlichen Anschauung, ableiten lässt. Anders gesagt, während die Empiristen behaupten, dass unsere Begriffe sich als Abstraktionen aufgrund der empirischen Erfahrung erfassen lassen, meinen die Rationalisten, dass wir unsere Begriffe als angeboren voraussetzen müssen, um erklären zu können, wie die Systematisierung unserer sinnlichen Impressionen möglich ist. Bezüglich dieser *a priori* Strukturen würden die Empiristen sagen, dass sie sich exklusiv auf unsere Erkenntnisfähigkeiten beziehen, i.e., dass sie sich nur im Rahmen eines bestimmten Sprachsystems formulieren lassen, das seinerseits empirisch entwickelt worden und erklärbar ist.

Es stellt sich die Frage, wie man den Wittgensteinschen Begriff der „Grammatik“ im Kontext der oben skizzierten Debatte positionieren könnte. Zuallererst lässt sich diesbezüglich behaupten, dass die theoretische Position Wittgensteins bezüglich grammatischer Sätze von den Sätzen *a priori* der Rationalisten sich dadurch unterscheidet, dass es nach Wittgenstein keine infallible Rechtfertigung eines Satzes gibt. Es gibt also nach Wittgenstein gar nichts, das wie die apriorischen Sätze der Rationalisten als Voraussetzung an sich funktionieren kann. In diesem Sinne sind die grammatischen Sätze Wittgensteins keine *a priori* Sätze, weil sie als Voraussetzungen *nur* im Rahmen eines bestimmten Sprachspiels funktionieren. Darüber hinaus könnte sich eine sprachliche Praxis im Laufe der Zeit verändern. Die Sprache ist kein statischer Korpus, sondern ein lebender, sich entwickelnder Organismus. Darum wäre es auch möglich, dass sich diese vorausgesetzten Regeln (die grammatischen Sätze) eines Sprachspiels modifizieren. Fazit: es gibt keinen grammatischen Satz an sich. Weil es keinen solchen grammatischen Satz gibt, der als Voraussetzung für alle Sprachspiele aller Zeiten funktionieren

könnte, gibt es dementsprechend auch keine *essentia* der Sprache im Augustinischen Sinne. Darum könnte die Aufgabe der Philosophie nach Wittgenstein nicht in der Tatsache bestehen, eine infallible Gründung unserer Begriffe zu geben, sondern darin, eine systematische Darstellung unserer Sprachspiele und ihrer Beziehungen miteinander zu geben. Die systematische Darstellung unserer Sprachspiele soll uns *nur* das sagen, was im Rahmen eines bestimmten Sprachspiels als eine gute Begründung gilt, und darum gibt keinen Sinn, eine solche ultimative Begründung zu verlangen.

Gleichzeitig unterscheidet sich die Wittgensteinsche Position auch von der der Empiristen. Zuerst, wie hier argumentiert wurde, sind die grammatischen Sätze keine verallgemeinerten Systematisierungen mehrerer ähnlicher Sprachspiele. Zweitens, um die Sprache erfolgreich zu benutzen, genügt nach Wittgenstein die Kohärenz zwischen unseren Ausdrücken nicht, so wie die Empiristen sagen würden. Zum erfolgreichen Sprachgebrauch ist es nach ihm viel wichtiger, dass die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft eine gemeinsame Sprachpraxis teilen. Die Verbindung der Sprache mit der Welt wird nach Wittgenstein nicht durch Analyse sinnlicher Informationen, sondern mittels der Sprachpraxis, die ihrerseits nicht aus der Empirie ableitbar, sondern ein Vorgegebenes, eine Lebensform ist.

8. Schlussfolgerung:

Die hier entwickelte Analyse hat den Wittgensteinschen Begriff der Grammatik als einen autonomen, selbstbezüglichen Begriff dargestellt. Die grammatischen Sätze treten bei Wittgenstein durch folgende Art von Argumentation ins Spiel: „Es muss einige Sätze geben, die nicht verwendet werden, weil es Sätze gibt, die verwendet werden“.

Diese vorausgesetzten unverwendbaren Sätze sind die, die Wittgenstein grammatische Sätze nennt. So formuliert scheint die Wittgensteinsche Argumentation für die Existenz der grammatischen Sätze eine Art von transzendentalen Argument zu sein, d.h. ein Argument der Form: „Um zu erklären, warum das und das möglich ist, muss man voraussetzen, dass das und das existiert“, was an dem Kantischen transzendentalen Argument für das Apriorische der Raum und Zeit erinnert. Genau als solche Art der Argumentation versuchte ich im Rahmen dieses Aufsatzes den Wittgensteinschen Begriff „Grammatik“ zu thematisieren.

In diesem Sinne verstehe ich die Grammatik Wittgensteins als eine Art von Argumentation, die für die folgende Idee plädiert: Es gibt keinen (absoluten) Sinn der Sprache, nachdem sich alles Sprachliche ein für alle Mal zwischen „sinnlich“ und „unsinnlich“ unterscheiden lässt; ganz im Gegenteil dazu lässt sich die Frage, ob ein beliebiger Satz oder Ausdruck einen Sinn hat oder nicht, immer nur relativ zu einer bestimmten Sprachgemeinschaft und zu einem bestimmten Sprachkontext (Sprachspiel) formulieren und beantworten. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Wittgensteinsche Grammatik mehr eine theoretische *Fiktion* als

eine metaphysische Entität: „... <Sagst du nicht doch, im Grunde, dass alles Fiktion ist, außer dem menschlichen Benehmen?> – Wenn ich von einer Fiktion rede, dann von einer *grammatischen* Fiktion.“ (P.U., §307).

Man könnte diese Art von Argumentation auch mit der so genannten Abduktion oder dem Schluss auf die beste Erklärung vergleichen, die sehr oft im Rahmen der Wissenschaftsphilosophie der Realisten bezüglich theoretischer Entitäten verwendet wird. Diese Idee lässt sich wie folgt zusammenfassen: „Die beste Erklärung für A ist, vorauszusetzen, dass B“. Man muss diesbezüglich sagen, dass die Gültigkeit dieses Argumentes in der heutigen philosophischen Debatte als umstritten gesehen wird. Steht die Situation mit dem transzendentalen Argument besser?

Natürlich will Wittgenstein im Gegensatz mit den oben erwähnten Autoren mittels seiner Argumentation nicht für eine ontologische Annahme argumentieren. So etwas würde für ihn eine Rückkehr zu einer metaphysischen Ansicht der Sprache bedeuten. Gleichzeitig lässt sich aber behaupten, dass der Wittgensteinsche Begriff „Grammatik“ ein hoch spekulativer Begriff ist: Die Grammatik der Sprache muss vorausgesetzt werden, um die Möglichkeit des Sprachgebrauches erklären zu können. Gleichzeitig machen sich die grammatischen Sätze aber nur durch Anwendung anderer Sätze sichtbar. Man kann sie also nicht aus der Erfahrung ableiten, weil, so Wittgenstein, „die Grammatik der Wirklichkeit keine Rechenschaft schuldig ist.“ (Vgl. P.G., §184)

Beim ersten Anblick scheint diese Argumentation zirkulär zu sein. Richtiger wäre es doch zu sagen, dass so etwas wie die Wittgensteinsche Grammatik sich nur intuitiv erfassen lässt. Wie intuitiv diese Argumentation aber ist, bleibt noch eine offene Frage. Es ist so, weil, so wie C. Taylor als Schlussfolgerung seiner Analyse bezüglich transzendentaler Argumente geschrieben hat, „A valid transcendental argument is indubitable; yet it is hard to know when you have one.“³³

LITERATUR

- BACKER, G.P., HACKER, P.M.S. 1995, *Wittgenstein. Rules, Grammar and Necessity. An Analytical commentary on the Philosophical Investigations*, Vol.2, Basil Blackwell.
- von GLASERSFELD, Ernst, 1995, *Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- KRIPKE, Saul, 1982, *Wittgenstein on Rules and Private Language. An Elementary Exposition*, Oxford: Basil Blackwell Publisher Ltd.
- LANG, Martin, 1971, *Wittgensteins Philosophische Grammatik. Entstehung und Perspektiven der Strategie eines radikalen Aufklärers*, Martinus Nijhoff, Den Haag.
- ROSER, Andreas, 2009, „Wittgensteins grammatischer Realismus“, in *Rezeptionstypen des Idealismus im 20. Jahrhundert*, in Manuskript, Universität Wien.

³³ C. Taylor 1997, *Philosophical Arguments*, Ch. 2 “The Validity of Transcendental Arguments”, Harvard University Press, S. 33.

- STEGMÜLLER, Wolfgang 1969, „Ludwig Wittgenstein“, in *Hauptströmungen der Gegenwart-philosophie. Eine kritische Einführung*. Vierte, erweiterte Auflage, Alfred Kröner Verlag Stuttgart.
- TAYLOR, Charles, 1997, *Philosophical Arguments*, Ch. 2 “The Validity of Transcendental Arguments”, Harvard University Press.
- WITTGENSTEIN, Ludwig, 1968, *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*. Edition Suhrkamp 12, 5. Auflage.
- WITTGENSTEIN, Ludwig, 1967, *Philosophische Untersuchungen*, Suhrkamp Verlag.
- WITTGENSTEIN, Ludwig, 1970, *Über Gewissheit*, Herausgegeben von G.E.M. Anscombe und G.H. von Wright, deutsche Edition, Suhrkamp Verlag.
- WITTGENSTEIN, Ludwig, 1989, *Philosophische Grammatik*, Werkausgabe, Bd. 4, (Hg. G.E.M. Anscombe, R. Rhees, G.H. von Wright), Suhrkamp, Frankfurt/M.
- WITTGENSTEIN, Ludwig, 2003, *Cercetari filosofice*, übersetzt von M. Dumitru, M. Flonta si A.D. Paul-Iliescu, Humanitas, Bucuresti.